



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

I.

Der Papst. — Aufhebung der Judensteuer in Ungarn und Böhmen. — Creditanstalt für den Gewerbemann. — Das „Bürgerblatt“. — Censur. — Amerling. — Marschner.

Die Trauerzeit unseres gesellschaftlichen und theilweise öffentlichen Lebens, die Hochsommersaison, ist nun mit ihrer ganzen Leerheit und Langweiligkeit über uns eingebrochen, und die afrikanische Hitze wirkt noch erschlaffender auf den ohnehin etwas trägeren Geschäftsgang in dieser Zeit. Alles ist auf's Land oder in die Bäder geflüchtet, vor einigen Tagen hat auch Fürst Metternich Wien verlassen, um sein schönes Königswart in Böhmen zu beziehen, wohin ihm, wie gewöhnlich, mehrere der ausgezeichnetsten Personen der fremden Gesandtschaften folgen. Noch vor seiner Abreise trafen aus Italien die Depeschen über das kluge, man könnte sagen, liberale Auftreten des neuen Papstes ein. Wenn auch der Kriegsfuß unserer Truppen im lombardisch-venetianischen Königreiche wohl sobald noch nicht reducirt wird, wie man es, schon der Ersparniß wegen, wünschen möchte, so kann doch das Zurückziehen der österreichischen Escadres vor Ancona als Zeichen eines gesicherteren Ruhestandes in Italien betrachtet werden. Man betrachtet die Reformen des Papstes hier mit um so größerer Theilnahme, als sie zum großen Theil unerwartet gekommen sind. Man ist allgemein auf die erste Allocution gespannt, weil alle bisherigen Maßnahmen seiner Seite nur mehr politischen als religiösen Gepräges sind, und man noch nicht weiß, ob ein Hildebrand, ob ein Ganganelli sich unter diesen birgt. Hier ist indeß bei uns ebenfalls ein ziemlich unerwarteter Schritt geschehen; er betrifft die Juden in Ungarn und Böhmen. Man weiß es, in wie gedrückten Verhältnissen die Juden in Oesterreich leben, wie so mancher Paragraph der bestehenden Juden-Patente durch die Intoleranz und das Cressungs-System der niederen Beamten ausgelegt wird, man weiß es in Oesterreich, daß jene Beamten die besten Nebeneinkünfte haben, die am meisten mit Juden zu thun haben; denn natürlich, sobald der Jude

schon im Vorhinein in einer schiefen, doppelt untergeordneten Stellung der Regierung steht, fehlt ihm einerseits der Muth in vielen Fällen sein gutes Recht energisch durchzuführen, andererseits weiß er auch, daß in so vielen Fällen der Beamte von dem Grundsatz ausgeht: „der Jude kann zahlen, warum soll er nicht zahlen.“ Dadurch hat sich nun einerseits der Jude gewöhnt, jedes Recht durch Geld zu erkaufen, andererseits der Beamte den Juden als guten Kunden anzusehen, und so lag es nun im Interesse des Beamten selbst, den Juden nicht aus seiner abgesonderten, schmachvollen Stellung heraustreten zu lassen, er hätte dadurch nicht allein eine Revenue, sondern in vielen Fällen auch einen — Sündenbock verloren. Eins der festesten Bande, welches den Juden in solcher Stellung hielt, war die unter verschiedenen Namen in den Provinzen erhobene Judensteuer, Summen, welche der Jude für die Erlaubniß zahlte, in Oesterreich, Ungarn, Böhmen u. s. w. wohnen zu dürfen. Die ungarischen Juden waren die ersten, welche sich von dieser Steuer los zu machen suchten, indem die Toleranzsteuer, die erst jedes Jahr eingezahlt werden konnte, bis auf eine enorme Schuldsomme anwuchs, und als endlich die Regierung auf eine Eintreibung derselben drang, sie theilweise für eine nicht in der Constitution begründete und dem Zeitgeiste widerstrebende Maßregel erklärten. Dazu kam auch, daß auf dem Landtage bei Verhandlung der Judenfrage, dieser Steuer ebenfalls als einer nicht mehr zu erhebenden gedacht wurde, und so wuchs die Schuld immer größer und größer an, der Art, daß sie jetzt schon über drei Millionen Gulden beträgt, eine Summe, welche, wenn sie dem ohnehin geringen Baarvermögen Ungarns entnommen werden sollte, von sehr verderblichen Wirkungen für seinen aufblühenden Handel werden müßte. Und so geschah es, daß jetzt, nach langem Unterhandeln, das Patent ausgemacht wurde, die „Toleranzsteuer“ habe in Ungarn aufzuhören, und die Summe von mehr als über drei Millionen, welche die Schuldbeste betragen, sind auf sehr wenig herabgesetzt, nach dessen Abzahlung die Steuer für immer aufzuhören hat. Die ungarische Opposition wird dieses Patent natürlich wieder für sich ausbeuten, und es eine der Regierung abgezwungene Concession nennen.

Wichtiger und als einen freien Schritt der Regierung muß man die Aufhebung der Judensteuer in Böhmen ansehen, eine der drückendsten Steuern, welche je von der Armuth bezahlt wurde, indem die Erhebung der Steuer nicht von der Regierung selbst ausging, sondern in Bausch und Bogen an eine Gesellschaft Juden verpachtet war, welche nun die Steuern selbst erhoben. Nun bestanden die Pächter oder Mitglieder dieser Gesellschaft selbst aus den reichsten Juden und wenn auch wackere Männer sich darunter befanden, so war es doch keineswegs der Fall, daß sie sich selbst und ihr Vermögen in demselben Verhältnisse besteuerten, wie es mit dem Armen geschah. Zudem war diese Steuer nicht allein eine der drückendsten, indem sie doppelt erhoben wurde, als directe Steuer von fast 25% des Vermögens, wo man zum Vermögen nicht allein das im Handel und Wandel stehende Capital, sondern auch die unbeweglichen Güter, als

Grundstücke, ausstehende Forderungen, sogar Pretiosen rechnet, freilich nach Abschlag der Passiven — und als indirecte Steuer, indem der Jude von allen Fleischarten, die er genießt, noch vor Abschachten des Thieres eine gewisse Summe entrichten muß; — sondern sie war auch eine der moralisch verwerblichsten, indem jeder Jude verpflichtet war bei Eid und Gewissen sein Vermögen genau anzugeben, und man doch mit Sicherheit rechnen kann, daß dieses in keinem einzigen Falle geschah. Die Regierung sowohl als die Steuerdirection mußten überzeugt sein, jede Vermögensangabe enthalte Unwahrheit und falschen Schwur und wenn man auch in der That auf das Unmoralische und Entwürdigende dieser Eingangsformeln aufmerksam gemacht hat, sie wurde doch nicht geändert, weil man in ihrer Schlussformel „bei Strafe der Con fiscation des verheimlichten Vermögens“ eine zu starke Waffe in der Hand zu haben glaubte. Es würde weit den Umfang dieses Briefes übersteigen, wollte ich auch nur annäherungsweise all die schädlichen und schändlichen Folgen des bisher in Böhmen bestandenen Judensteuer-Systemes enthüllen, und es ist unbegreiflich, wie die Regierung, zu welcher immerfort die flehenden, jammernden Klagen emporbrangen, so lange taub sein konnte. Und doch war es nicht der bedeutende, finanzielle Ausfall, der sie von einer frühern Reform abhalten konnte, denn der ganze jährliche Betrag waren 220,000 Rthlr., ja sie verschmähte es sogar, als die böhmische Judenthätigkeit ihr den Antrag machte, sich mit einem Capital von einer Million Gulden C.-M. für immer sich von dieser Steuer abzulösen. Und jetzt wird auf einmal die Judensteuer in den zwei bedeutendsten Provinzen Oesterreichs, wenn auch nicht ganz aufgehoben, so doch der Aufhebung nahe gerückt, denn während in Ungarn die Juden sich mit einer verhältnißmäßig geringen Summe ablösen, wird die Ausübung in Böhmen der Art sein, daß durch sieben Jahre, jährlich ein Siebentheil der jetzigen Steuer weniger gezahlt wird und nach Ablauf des siebenten Jahres ist sie dann für immer erloschen. Man könnte davon für die Zukunft so manche hoffnungsreiche Schlüsse ziehen, aber theils ist es auch nicht entschieden, ob nicht an die Stelle dieser Steuer eine andere tritt, theils ist damit keine eigentliche politische Concession gemacht. Muß doch der Jude hier in Wien, der nicht das sogenannte „Toleranzrecht“ hat, noch immer alle 14 Tage 2 Gulden C.-M. für die Aufenthaltsbewilligung zahlen, besteht doch noch immer hier auf der Polizei ein eigenes „Judenamt“, und gibt es doch noch in den österreichischen Erbländern Städte genug, wo den Juden ein längerer als dreitägiger Aufenthalt verboten ist. Daß durch die Aufhebung der Judensteuer in Böhmen und Ungarn auch das Loos der übrigen österreichischen Juden etwas verbessert werden muß, ist ohne Zweifel, spricht man doch schon hier in Wien ebenfalls von der Aufhebung der Toleranzsteuer, aber was dieses auf ihre bürgerliche Mündigerklärung für einen Einfluß haben soll, sehe ich jetzt nicht ein, so lange man den Grundbesitz nicht an noch andere Bedingungen wie bisher knüpft, so lange man ihm den Eintritt in gewisse Gilden verweigert, überhaupt das Ausüben einzelner Handwerke, so lange nicht

das allergeringste städtische oder Staatsamt ihm geöffnet werden darf, (mit Ausnahme einiger Angeberstellen bei der geheimen Polizei)!

Viel Gutes erwartet man von einer Hofcommission, welcher im Vereine mit dem Magistrate die Hauptaufgabe wurde, nach dem Wunsche des Finanzpräsidenten von Rubeck, den Entwurf zu einer Creditanstalt für die bürgerlichen Klassen auszuarbeiten, für jene Gewerbsleute welche bei der Nationalbank auf keinen Credit Anspruch machen können. Nach dem vorläufigen Plane sollen die Vorstände der Gewerbe und Fabriken, die Controlle über den Credit der Betheiligten übernehmen. Einen der eifrigsten Beförderer für das Inslebentreten dieser Idee ist der Bürgermeister Czapka, der überhaupt Alles thun will, um das etwas wankend gewordene Vertrauen der Bürgerschaft zu ihm wieder mehr zu befestigen. Er ist es auch, der sich mit für die Herausgabe eines neuen periodischen Unternehmens interessirt, welches im Interesse des Mittelstandes unter dem Namen „Bürgerblatt“ von Neujahr an hier erscheinen soll. Was es enthalten soll, ist bisher noch schwer zu sagen, denn man nennt so viel und wieder den Preis so beschränkt, es ist am besten, man macht sich dabei gar keine Hoffnung — die Censur thut schon dann das ihre dabei. Wahrhaft widerwärtig hat sich ein Censurbeamter gegen den Dr. Schmidt, den Redacteur der Musikzeitung, benommen, wegen der Rede, die er am Grabe Glucks bei der Monuments-Enthüllung sprach. Diese Rede sollte in den österreichischen „Blättern für Literatur und Kunst“ erscheinen, aber statt die Rede einfach zu streichen und zu verbieten, fand ein Individuum der Censurbehörde es für gerathener, die Rede als höchst anstößig und verdächtig der höhern Stelle vorzulegen. Man sollte nun glauben, daß diese Rede, Gott weiß wie fulminant gewesen, aber man kann einem ruhigen, besonnenen Manne, wie Dr. Schmidt ist, es wohl zutrauen, daß er keinen Augenblick vergessen hat, wo er sich befindet — doch jener Unterbeamter hoffte sich „beliebt“ zu machen, und that mehr, als seine Pflicht war. Solcher Zuvielthuer besitzen wir leider in allen unsern Bureaux, und es steigen dergleichen Leute nach ein paar Jahren hinauf und haben es dann für sich: „daß sie die Augen überall haben.“ — Vor einigen Tagen ist Amerling, den man in Rom todt gesagt, frisch und gesund hier angekommen, er gedenkt nun wieder einige Zeit hier zu verweilen, geht aber dann wieder nach Rom zurück. — Von norddeutschen Künstlernotabilitäten nimmt nun Marschner hier die Aufmerksamkeit sehr in Anspruch; aber trotz der Zuorkommenheit, mit der man ihm hier überall begegnet, ist er doch nicht im Stande, seinen Tempel und Jüdin hier zur Auführung zu bringen. Dieselben Personen, die für Beethoven und Gluck keine öffentlichen Trauermessen gestatten wollen, werden noch viel weniger einen solchen Text auf die Bühne kommen lassen!

E. C. C.

2.

Die Hofkammer. — Statistische Tabellen. — Herr von Reben. — Prag und Wien. — Die Juden. — Kaiser Joseph und die Neuzeit. — Das Lotto. — Polizeistyl. — Wiesner und Rank. —

Wenn in diesen Blättern zu wiederholten Malen darauf hingewiesen wurde, wie sehr sich die Thätigkeit in allen Departements der österreichischen Hofkammer (Finanzministerium) durch Frische und Schwung, durch Energie und wahren Fortschritt von der Stabilität und Langsamkeit anderer Branchen unseres Staatslebens auszeichnet, so haben wir im letzten Monate drei neue Belege dazu erhalten. Zuerst durch das Erscheinen der merkwürdigen „Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie“ die zwar nur bis zum Jahre 1842 reichen, die aber nichts destoweniger die wichtigsten Beiträge zur Beurtheilung der Culturzustände unseres Vaterlandes sind und in einem Umfange ausgeführt, wie sie nur die Länder der freiesten Oeffentlichkeit aufzuweisen haben. Was übrigens jenes Datum betrifft, so hat man sich um der Gleichförmigkeit willen darauf beschränkt, nur bis zum Jahre 1842 zu gehen, während für viele Branchen die Ausweise bereits bis 1844 ja bis 1845 vorliegen. Freyn wir nicht, so sind dergleichen dem preussischen Statistiker Baron von Reben, der voriges Jahr zur Besichtigung unserer Industrieausstellung hier war, zur Benutzung mitgetheilt worden, wenigstens zeigen die zwei Hefte, die so eben von seiner „Vergleichenden Culturstatistik“ in Berlin erschienen sind, daß solche über 1842 hinausreichende österreichische Quellen ihm hier und da zu Gebote standen. — In zweiter Reihe ist des Beschlusses zu erwähnen, daß in Prag eine Filialbank mit einem Capital von zwei Millionen errichtet werden soll. Dies heißt nicht nur eine wichtige Lebensader zum Flor des gewerbreichen und doch ziemlich stiefmütterlich behandelten Böhmens eröffnen, sondern es heißt auch einen Act höherer Politik vollziehen, indem es die in letzterer Zeit etwas schroff gewordenen Gemüther in dem halb slawischen, halb deutschen Kronlande wieder versöhnen hilft und den Neid, mit welchem die czechische Hauptstadt auf die österreichische Grobnachbarin sieht, in etwas entwaffnet. Jedes neue Band, wodurch die innern Glieder der österreichischen Monarchie aneinander geknüpft werden, ist ein dreifacher Gewinn für den materiellen Aufschwung, für die Auflösung der Nationaldissonanzen und für die Centralmacht des Gesamtstaates. — Erwähnen wir noch in dritter Reihe die Aufhebung einer zur Schmach des Jahrhunderts bis jetzt bestandenen unmoralischen Steuer, welche die Juden in Böhmen und Ungarn zu zahlen hatten. Ich bin kein unbedingter Freund der Judenemancipation und muß gestehen, daß ich hierin noch nicht Herr manches anerzogenen Vorurtheils geworden bin. Aber das Sündengeld, das sich bisher der Staat von einem der gewerbfleißigsten und handelsrührigsten Theil seiner Bevölkerung zahlen ließ, blos dafür, weil er nicht seine Religion theilt, war einer der dunkelsten Flecken unserer Staatsmoralität. Zur Ehre unserer eigenen Religion muß jeder ehrliche Christ dem Heiland danken, daß endlich der Anfang gemacht wurde, zur Ablegung dieser den Principien unseres Glaubens zuwiderlaufenden Immo-

ralität. Wir hoffen aufrichtig, daß dies blos ein Anfang ist zur fernern Revision unserer finsternittelalterlichen Jubengesetze. Wenn der Ehrgeiz unserer Judenaristokratie eine vollständige Gleichstellung in Bezug auf politische Rechte beansprucht, so gestehe ich aufrichtig, daß meine Humanität nicht so weit geht, ihm diese gewährt zu sehen. Selbst Kaiser Joseph wollte in seinem vielangefochtenen Toleranzpatente die katholische Religion als die „dominirende“ in seinen Staaten angesehen wissen und wenn wir an die neueste Zeit die Ansprüche machen, daß sie über diesen beschränkten Josephinischen Standpunkt hinaus gehe, und Protestanten und Katholiken in Oesterreich ebenso gleichberechtigt stelle, wie es in andern Staaten der Fall ist, so dürfen wir doch immerhin die christliche Religion als die dominirende beanspruchen. In andern deutschen Staaten, wo man den Josephinischen Standpunkt längst überwunden hat, haben die Juden vielleicht einen Grund auf die allgemeinen Culturzustände sich zu berufen, um auch diese Scheidewand nach dem Beispiele Frankreichs u. A. m. gehoben zu sehen; bei uns in Oesterreich wäre der Sprung zu groß. Aber wenn ich gegen die politische Zurechnungsfähigkeit der Juden mich ausspreche, so muß ich gleichzeitig bekennen, daß eine Verzögerung ihrer bürgerlichen Gleichstellung mir nicht nur als eine schreiende Ungerechtigkeit, sondern auch als ein dem Interesse des Staates vollständig zuwiderlaufendes Princip erscheint. Doch die Auseinandersetzung dieser Ansicht würde mich zu weit abführen. Hier sei blos zur Feststellung der Thatsache noch gesagt, daß die Aufhebung der Judensteuer allerdings nicht vom Hofkammerpräsidenten ausging, sondern daß die Ehre der Initiative der böhmischen und ungarischen Hofkanzlei zugehört, die auch schon vor Jahren an die Aufhebung dieser Sündensteuer gegangen wäre, wenn nicht die früheren Finanzminister erklärt hätten, daß das ausfallende Deficit zu bedeutend wäre, um andererseits gedeckt werden zu können. Das schöne Verdienst des gegenwärtigen Finanzleiters besteht darin, daß er diese Einwendung beseitigte. Daß die Judensteuer nicht plötzlich aufhört, sondern in siebenjährigen Raten allmählig abnimmt, ist daher keinesfalls zu tadeln. Hat doch Baron Kübeck hier im Kleinen nur dasselbe ausgeführt, was sein Geistesverwandter Peel im Großen versuchte, bevor ihn die Anticornlaw-Ligue zur radicalen Maßregel zwang. Ein Zwang aber liegt hier vor! Möge Baron Kübeck noch einen andern nicht minder traurigen Kanal der Staatseinkünfte zu versperren und durch edlere Quellen zu ersetzen wissen. — Das Lottogefäll, diesen Krebschaden unserer armen Klassen, den man trotz der oft von den allerhöchsten Personen gewünschten Beseitigung desselben, doch noch nicht abschaffen konnte, weil der Staatsschatz ebenso wie bei der allerdings nicht so ergiebigen Judensteuer den Ausfall nicht zu ersetzen wußte.

Während wir nun aber auf allen Gebieten, wo Ziffern und Zahlen die Zeigerpunkte der Staatsuhr bilden, den Schlag der Zeit stündlich laut sich ankündigen hören, sind diese Zeiger steril und im alten Banne festgenagelt, wo es sich um geistige Auslaufpunkte handelt. Das famosse Rundschreiben, welches im Jahre 1843 ein Gubernialbeamte in

Steiermark in Bezug auf den „berüchtigten“ Dr. D. Strauß, der die österreichischen Staaten bereist, erließ, werden Sie gelesen haben; es macht die Runde durch alle Zeitungen und hierher hat es die hierorts erlaubte Ober-Postamts-Zeitung gebracht. Ursprünglich stund es in der Ulmer Schnellpost, die von einem ehemaligen österreichischen Offizier Herrn v. Fenneberg redigirt wird. Das kleine Actenstück trägt ganz den Stempel der Authenticität; der Ausdruck der „berüchtigte“ Dr. Strauß sieht ganz dem Pathos unseres Amtsstyls und namentlich unseres polizeilichen ähnlich. Es genügt nicht zu sagen: der Dr. Strauß, der jetzt durch die österreichischen Staaten reist, ist von allen Spizeln und Naderer zu bewachen, sondern man muß zu gleicher Zeit eine Kritik des Individuums geben. Die Bewachung eines Fremden, dessen Absichten gefährlich scheinen, kann in jedem Staate vorkommen, aber ich zweifle, ob Frankreich, wenn es Mazzini oder Lelewel zu beobachten seiner Polizei den Auftrag gibt, dabei sagen wird, den „berüchtigten“ u. s. w. Und der sanfte Strauß mit seiner gelehrten Gaucherie, mit seiner unbeholfenen Schüchternheit ist wahrlich ein ganz anderer Mensch als Mazzini oder Lelewel. Durch solche Ungeschicklichkeiten verräth man immer, daß der Zopf noch immer uns Oesterreichern nach hinten steht. Sie sehen, ich polemisiere nicht einmal gegen die Maßregel selbst, obgleich sie komisch genug ist, aber die Form ist bei uns immer noch ärger. Es sind bereits drei Jahre her, daß dies stattfand, aber es kann darum noch alle Tage stattfinden und findet es auch! Da haben sie den schüchternen stillen Rank wegen eines unbedeutenden, politisch ganz indifferenten Romans, den er in Leipzig drucken ließ, inquirirt. Da haben sie den ehrlichen, biedern Dr. Wiesner, der aus patriotischem Gefühle gegen Tengoborsky geschrie- ben hat, zu einer Geldstrafe und als er diese zu zahlen unfähig sich er- klärte, zu 24 Stunden Gefängniß verurtheilt. Wie reimt sich dieses mit der Publicirung der Statistischen Tabellen, mit manchen Artikeln des Triester Lloyds und mit der schönen Rede von größerer Deffentlichkeit und von der veralteten und unzeitgemäßen Heimlichhuerei, die Herr v. Zebly in der Allgemeinen Zeitung hält? Ich will nicht ungerecht sein! Die vierundzwanzig Stunden, zu denen Dr. Wiesner verurtheilt wurde, würden in früheren Jahren vielleicht zu ebenso vielen Wochen ausge- artet sein. „Sie sehen ja, wir sind milder“ heißt es — „wir haben ihn nur zur Strafe verurtheilt, um die Form zu retten, wir haben das Minimum angefetzt. Auch den Rank werden wir nicht fressen, aber vornehmen müssen wir ihn, denn das Gesetz besteht einmal, daß kein Oesterreicher ohne österreichische Censur etwas im Auslande drucken las- sen darf.“ — Aber warum nur das Minimum? Warum nicht die ganze Wucht, die ganze Consequenz Eures Gesetzes? Weil ihr selbst einseht, daß dies veraltet ist, weil sogar Euer eigenes Zeitbewußtsein so weit gediehen ist, daß Ihr die Absurdität dieser alten Norm anerkennt. So ändert sie! geht grade aus! Setzt Strafen aus, wenn Einer gegen das Vaterland, gegen die Polizei, gegen die Nachtwächter schreibt. Alles soll uns eher willkommen sein, als dieser Halbzustand. Nicht Milde, nicht Großmuth — Gerechtigkeit übt! Aber daß man einen Schrift-

steller, der aus heißer Vaterlandsliebe gegen einen Gegner, oder wenn man will, gegen einen vermeinten Gegner dieses seines Vaterlandes schreibt, in's Gefängniß setzt — müßt Ihr selbst für eine traurige Consequenz erklären. Wohl an, werft diese Traurigkeit ab — gebt ein Preßgesetz, wie es der Zeit gemäß ist. Im Licht ist Freude!

— Rainer. —

II.

Aus Berlin.

Die Patrimonialgerichtsbarkeit und die Mündlichkeit. — Die Bühne. — Fräulein von Mara. — Die Musquetiere der Königin. — Ein Bonmot von Heine. — Fräulein Unzelmann. — Noch ein Selbstmord.

Es soll nicht blos „zur Probe“ sein, daß man das neue Gerichtsverfahren mit Mündlichkeit und Staatsanwalt vor der Hand blos auf Berlin beschränkt; vielmehr soll ein hoher Wille sogleich die ganze Monarchie damit haben dotiren wollen. Aber die Hochtorys, die hier und da noch im Besiß der Patrimonialgerichtsbarkeit sind, haben Steine in den Weg gerollt und wollen ihres Rechtes sich nicht vergeben. Und auf dieses Hinderniß wird die Einführung des mündlichen Verfahrens in den Provinzen noch lange stoßen, wenn nicht etwa die einzuberufenden Reichsstände durch einen Parlamentsbeschluß dem Patrimonialunwesen auf ein Mal ein Ende machen. Die Einberufung der Reichsstände hört mit jedem Tage mehr auf in den Bereich der Seeschlangengeschichten zu gehören und dürfte, wenn nicht alle Zeichen trügen, noch vor Neujahr in den Bereich der wirklichen Geschichte mit Fleisch und Blut treten.

Trog der glühenden Hitze macht das königl. Hoftheater doch recht leidliche Geschäfte. Einige neue Gäste ließ Herr von Küstner eilig über die Bühne laufen. Ordentlich als fürchtete man, es könnte eine bedeutendes Talent darunter sein, welches engagirt werden müßte. Hierzu zählen wir z. B. Mlle. Baumeister von der hannoverschen Bühne, ein naturwüchsiges frisches Talent für Soubretten und muntere Liebhaberinnen. Sie gefiel in zwei Rollen außerordentlich, spielte aber nur drei Mal und reiste ab. Mlle. Kirchberg vom Prager Theater, ein ganz junges Mädchen von anmuthiger Erscheinung, anmuthiger Stimme und zugleich ausgebildeter Schule, für die Norma zu schwach, aber vortrefflich für Adalgise, Ugahe u. s. w. namentlich hier, wo die Sängerninnen dieser Art fehlen, kam drei Mal zum Spielen und reiste dann gleichfalls ab. Das Allerunerhörteste aber findet mit Fräulein von Mara statt. Diese Sängern, der von Wien ein großer Ruf vorausging, kam hierher. In einigen Privatkirkeln, wo sie singt, ist man entzückt über diese wunderbare Erscheinung, welche eine Stimmlage von einer fast nie dagewesenen Höhe besitzt und in den höchsten Noten Triller, Fiorituren und Coloraturen mit einer Virtuosität vorbringt, die Erstaunen einflößt. Aber die Intendanz will sie nicht zum Debut kommen lassen. Endlich singt sie bei Hofe; Alles umgibt sie mit Bewunderung und die kluge

Künstlerin erbittet sich die Erlaubniß, zum Besten der Armen einmal gratis in der großen Oper singen zu dürfen. Die Intendanz macht saure Miene, als ihr der Befehl zukommt, eine Opernvorstellung zum Besten der Kleinkinderbewahranstalten in die Scene gehen zu lassen. Die Puritaner werden dazu gewählt. Die Mara tritt auf, und das volle Haus stürmt seinen Beifall aus, wie in den heißesten Abenden der Lind. Aber Herr v. Küstner nimmt davon keine Notiz, und die bewundernswürdige Künstlerin bleibt dem Publicum nach wie vor, vorenthalten. Auf öffentliche und persönliche Anfragen antwortet der Intendant, daß die Mara nur ein kleines Repertoire habe und namentlich nur in italienischen und einigen Mozart'schen Opern sänge; es sei aber Princip der Berliner Oper, die italienische Oper nicht zu begünstigen. Schön gesagt! Wenn es gälte die italienische Oper auf Kosten der deutschen hervorzuheben wie in Wien. Ein anderes aber ist es, dem Publicum den Genuß einer seltenen Kunsterscheinung in einem bereits bestehenden Repertoire zu bieten. Der verstorbene Herzog von Modena hat Louis Philipp nicht anerkennen wollen. Sollte die Berliner Intendanz vielleicht mit gleicher Lächerlichkeit die Existenz der italienischen Oper ignoriren wollen? Ist doch die hiesige Oper in andern Punkten nichts weniger als von so nationaler Prüderie. Die *mise en scene* der Halevy'schen „Musketiere der Königin“ hat dies erst in den letzten Tagen bewiesen; auch hat das Publicum trotz aller tugendhaften Scrupel gegen einige Trivoltäten des Textes sie mit entschiedenem Succes aufgenommen. Die Halevy'sche Oper ist übrigens bei aller innern Flachheit sehr piquant, und wenn die Rolle des Pasquillo in bessere Hände kommt, als sie hier ist, muß der Erfolg noch größer sein. Uebrigens erzählte man sich am Abend der ersten Vorstellung ein heißendes Bonmot von Heinrich Heine, der ein Feind Halevy's ist. Heine saß nämlich in Paris mit einem deutschen Freunde in einem Café, als ein junger Mann von etwas auffallendem, aber nicht sehr angenehmem Aeußern eintrat. Wer ist das? fragte der Deutsche. „Das ist der jüngere Halevy“ — sagte Heine — „sieht er nicht aus, als ob ihn sein älterer Bruder componirt hätte?“

Gestern trat endlich die langersehnte junge Schauspielerin Fräulein Unzelmann vom Leipziger Stadttheater in Romeo und Julia auf. Das Haus war trotz der ungeheuren Hitze in allen Räumen voll, da die Spannung für die junge Künstlerin, die ein Berliner Stadtkind ist und in so kurzer Zeit sich einen so bedeutenden Ruf erworben hat, sehr groß war. Der Erfolg übertraf die Erwartung auf's glänzendste. Später mehr über dieses ausgezeichnete und vollständig gereifte Talent.

Heute hat sich wieder ein junger Bursche auf die Eisenbahn gestürzt, um sich zermalmen zu lassen und war so glücklich, seinen Zweck zu erreichen. Er hielt sich bis zur Ankunft des Zuges in einem Graben versteckt und stürzte sich dann plötzlich vor. Dies ist in wenigen Wochen der eilfte Fall dieser Art.

o—o.

III.

Notizen.

Pfeifer und Trommler. — Mißbrauch auf Eisenbahnen.

— Dieser Tage wurde vor dem Pariser Cassationshofe die große Frage verhandelt, ob man im Theater die Schauspieler auspfeifen darf. Das Reglement für die Pariser Theater verbietet es ausdrücklich, aber in den Provinzialstädten, wo das Verbot nicht in die Theatergesetze eingetragen ist — wird Jemand straffällig, wenn er die Schauspieler auspfeift? Das Cassationsgericht antwortete: Nicht straffällig!

— Zu den vielen Tyranneien, welche der geduldige Deutsche von seinen Beamten sich gefallen lassen muß, tritt nun noch die Tyrannei der Eisenbahnbeamten hinzu. Namentlich wird viel Mißbrauch durch die Einrichtung getrieben, daß auf einer langen Strecke, wo viele Zwischenstationen sind, jede größere Station ihren eigenen Waggon hat, in welchem die Personen zusammensitzen müssen, die dort aussteigen wollen. Fährt man z. B. von Leipzig nach Berlin, so werden diejenigen, welche in Cöthen aussteigen, zusammengepfropft; die für Dessau wieder in einen andern Waggon gesteckt, die für Wittenberg, Jüterbog u. s. w. wieder in andere. Vergebens bittet man den Conducteur: dort in dem Waggon sitzt mein Freund, mit dem ich noch die zwei Stunden, die wir auf einem und demselben Bahnzuge uns befinden, zusammen verleben möchte, trennen Sie uns nicht, lassen Sie uns in einem und demselben Wagen sitzen. — „Geht nicht — jener Herr fährt bis Berlin und Sie fahren nur bis Dessau mit.“ — Und so muß man dem Freunde, von dem man sich vielleicht auf lange Jahre trennt, Adieu sagen, weil die Klosterregel die Zellen zu trennen beliebt. Zu wessen Bequemlichkeit? Zur Bequemlichkeit des Herrn Conducteurs, dem die Ueberfüllung dadurch allerdings erleichtert wird. Die Bequemlichkeit des Publicums ist in Deutschland immer die Nebensache. Am schlimmsten sind oft Damen daran, die vielleicht noch während der Hälfte des Wegs Gesellschaft und freundliche Begleitung haben könnten, wenn man sie mit befreundeten Mitreisenden in einen Wagen setzen ließe; durch die unnöthige Trennung und Wagenspaltung kommt manches schüchterne weibliche Geschöpf unter stoßfremde Männer zu sitzen, wenn nicht gar in ein tête à tête mit einem etwas Angetrunkenen, Viehhändler, Weinreisenden zc. Auf der Eisenbahn zwischen Paris, Versailles und St. Germain ist die Administration so galant, einen eigenen Wagen zu bestellen für Damen, die ohne Herrenbegleitung reisen und — sich fürchten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andra.